

Zu viel Ballast?



Übers Ausmisten und die Freude am Wenigen

Haben Sie schon einmal gezählt, wie viele Sachen Sie besitzen? Durchschnittlich sind es 8 000 Dinge. Viel zu viel, sagen manche und misten radikal aus. Bis sie auf nur noch hundert Gegenstände kommen.

*Ralf Grabowski
13. November 2010*

Ein paar Klamotten, ein Tisch, zwei Stühle, ein Bett und sonst nichts. Fast nichts, abgesehen von dem schicken Laptop, zwei externen Festplatten, ein paar anderen elektronischen Spielereien sowie jeder Menge Speicherplatz im Web. So lebt Kelly Sutton, ein 23 Jahre alter Programmierer aus New York. Er führt ein Leben, das in zwei Taschen und zwei Kisten passt. So wollte er es haben, Ziel erreicht. Er ist ein moderner Minimalist und ein digitaler Nomade. »Zu Hause ist dort, wo ich gerade bin«, sagt er und meint: heute New York und morgen vielleicht Düsseldorf.

Im vergangenen Jahr verließ Sutton das heimische Los Angeles und zog nach Berlin, dann nach New York, um dort sein Studium fortzusetzen. Viele seiner Sachen stellte er bei Freunden unter, und merkte, dass er sie gar nicht benötigte. Doch dieser Plunder bereitete ihm Magenschmerzen: »Nicht alles zu nutzen, was ich besaß, hat mich belastet«, erzählt er. »Also habe ich versucht, das Zeug loszuwerden.« Und damit hat er einen Trend begründet, den Trend zum Wenigen.

»Cult of Less«, so nannte er seine Website, auf der er akribisch auflistete, was er besaß. Von den Boxershorts über Filzschreiber, T-Shirts, eine alte Brille, einen Heineken-Flaschenöffner, Bücher bis hin zum Laptop. Jeder der über 200 Gegenstände ist mit einem Foto verlinkt und hinter jedem Eintrag ist der Preis notiert, den er dafür verlangt. Hinter manchen steht »keep«, die will er behalten. Jetzt sind bis auf wenige Ausnahmen alle Sachen entweder verkauft oder bleiben weiterhin in Suttons Besitz.

Recht schnell wurde seine Aktion in der dynamischen, experimentierfreudigen Blogosphäre, also der virtuellen Welt aus Blogs und Foren, diskutiert. Viele griffen seine Idee auf, andere waren ohnehin schon dabei, sich und ihr Leben zu erleichtern. Etwa Dave Bruno aus San Diego. Er begann vor zwei Jahren eine »100 Thing Challenge«. Nur noch hundert persönliche Dinge wollte er besitzen, abgesehen von den Sachen, die er und seine Familie benötigen wie Tische, Stühle, Schränke. Und mit diesen hundert Sachen, aktuell sind es sogar weniger, wollte er mindestens ein Jahr lang leben, am liebsten jedoch länger.

100 Dinge? Scheint ziemlich wenig zu sein, eigentlich undenkbar. Allein eine durchschnittlich eingerichtete Küche bringt es auf wesentlich mehr – selbst wenn Kategorien gebildet werden und das große Service, das auf 24 Personen ausgelegte Besteck und Töpfe mit Deckel jeweils nur einfach zählen. Und wer wagt da noch den Blick in einen normal gefüllten Kleiderschrank? Grob 8.000 Gegenstände, so haben es Kulturwissenschaftler herausgefunden, nennt ein Durchschnitts-Deutscher sein eigen.

Für Dr. Hans Peter Hahn ist der aufkommende Minimalismus-Trend kein Zufall. »Immer, wenn Wohlstand akzeleriert, wenn wir es also mit einem schnellen Wohlstandszuwachs zu tun haben, steigt die Konsumkritik«, erklärt der Frankfurter Ethnologie-Professor. Schon 1904 hat der bedeutende Kunsthistoriker und Museumsfachmann Dr. Wilhelm von Bode in einer Schrift zu einer nach wie vor brandaktuellen Konsumkritik angesetzt und geraten: »Wohlhabende Leute sollten, wenn sie es mit ihren Mitmenschen gut meinen, dem Billigsten geradezu aus dem Wege gehen.« Klingt ganz wie die Replik auf die nach wie vor aktuelle »Geiz ist geil«-Mentalität heutiger Zeit. Auch in den 60er- und dann in den 90er-Jahren wurden solche Warnungen laut, sagt Hahn.

»Unbenutzte Dinge brauchen Platz und ziehen Staub an«

Aber geht es bei dem Simpel-Kult überhaupt um Konsumkritik? Oder zeigt sich darin lediglich ein neuer Lebensstil? Sowohl als auch. Nehmen wir Kelly Sutton etwa, den Erfinder des *Cult of Less*. Er besitzt kaum mehr physische Dinge, dafür aber volle Festplatten: »Ich habe beileibe keine Ambitionen, meine Musik, meine Filme und Bücher auf der Festplatte zu begrenzen. Digitale Dinge nehmen schließlich keinen Platz weg!« So wandert das Fotoalbum aufs iPad, der Bücherschrank in den Amazon Kindle, die Plattensammlung auf den iPod, Rechnungen und Briefe aufs MacBook. Ein Leben im digitalen Raum. Sutton ergänzt: »Ich glaube, die Abkehr von Gegenständen, die durch digitale Gegenstücke ersetzt werden können, ist ein genereller Trend meiner Generation.«

Sutton lagert immer größere Teile seines Lebens in die digitale Wolke um sich herum aus: iTunes, Flickr, Facebook, Skype. »Der Wandel, immer mehr Medien in digitale Formen zu überführen, ist da, und er geht schnell.« Die Absatzzahlen geben ihm recht. Schon heute verkauft der Online-Buchhändler Amazon in den USA fast doppelt so viele E-Books wie Hardcover-Bücher.

Auch anderen, die sich vom *Cult of Less* inspiriert fühlen, geht es wohl eher ums persönliche Wohlbefinden als um die Weltrettung. »Unbenutzte Dinge brauchen Platz und ziehen Staub an«, schreibt etwa die Schweizerin Karin Friedli in ihrem Blog und hat deshalb das Projekt »Bye bye bye« ausgerufen: Jeden Tag will sie ein Ding wegwerfen, aus ihrem »Blickfeld, der Wohnung, dem Leben« eliminieren. Über 80 Sachen, von der Haarspange über jede Menge Bücher bis hin zur Dose mit eingetrocknetem Kakaopulver, hat sie bisher entsorgt und diese Tat auch im Web dokumentiert. Entrümpeln macht Spaß, ist aber auch eine zeitlich begrenzte Idee. Kelly

Sutton stellt klar: »Wenn ich älter werde, kommen zwangsläufig wieder mehr Sachen dazu – insbesondere, wenn ich einmal Kinder haben sollte. Die brauchen einfach Spielzeug.«

Doch es gibt auch die Konsumkritiker. David Bruno etwa will mit seiner 100-Dinge-Herausforderung durchaus ein Zeichen setzen gegen den »American Way of Life«, der bestimmt sei durch Konsum. Der bekennende Christ will, so schreibt er auf seiner Website, die »100 Thing Challenge« zu einer weltweiten Volksbewegung machen. Indem Menschen ihren Besitz begrenzen, entdecken sie seiner Ansicht nach neue »mentale und spirituelle« Ressourcen.

»Ich besitze nichts, was sentimentalen Wert für mich hat«

Das Fatale an der Konsumkritik ist«, kommentiert Hans Peter Hahn, »dass sie immer auf eine sehr gute Resonanz stößt. Viele fühlen sich betroffen, weil sie sich in ihrem Wohnzimmer umschauen und sehen: Ich habe wirklich viel zu viel.« Doch bisher habe diese Kritik immer ins Leere geführt: »Keine der Konsumwellen wurde verhindert.«

Die wirklich spannende Frage sei für ihn als Ethnologen, wie es zu der Explosion der Warenwelt kommen konnte: »Wie kann jemand, der 8 000 Sachen besitzt, noch mehr wollen?« Vielleicht, überlegt er und zitiert eine Parabel des Soziologen Zygmunt Bauman, gehe es den Konsumenten so wie dem Jäger: »Das Schicksal des Jägers ist es ja, dass das Wild für ihn nur interessant ist, solange er es nicht hat.« Soll heißen: Sobald eine Sache gekauft ist, kommt der Wunsch nach etwas anderem.

Das würde aber bedeuten, dass das »Haben wollen«, die Gier nach Neuem, etwas zutiefst Menschliches ist. Gibt es also einen Unterschied zwischen einer Gesellschaft, in der jeder nur ein paar Dutzend Sachen besitzt und einer, in der viele tausend Dinge pro Einwohner herumstehen? »Ich bin skeptisch«, sagt Hahn. Als Ethnologe hat er in der afrikanischen Savanne 40 Haushalte mit insgesamt rund hundert Personen untersucht. Niemand besitzt dort mehr als hundert Gegenstände. Doch der Umgang mit Dingen folgt ähnlichen Strukturen. Auch dort gibt es Modegegenstände, die nach kurzer Zeit wieder weggegeben wurden.

Historisch sei ebenfalls kaum eine Änderung zu beobachten. An der Schwelle vom 18. zum 19. Jahrhundert kauften Menschen erstmals mehr Waren als sie selbst produzierten. Dieser sogenannte »material turn« bildete sich durch die in dieser Zeit beginnende industrielle Massenfertigung heraus. Eine qualitative Änderung im

Umgang mit den Sachen konnten Historiker und Soziologen bisher aber nicht finden, sagt Hahn und zieht noch einen weiteren Schluss: »Der Konsum wird noch weiter zu steigern sein.«

Egal wie viele Dinge wir unser eigen nennen – um die Arbeit der Aneignung kommen wir nicht umhin: »Dinge werden wertvoll, wenn man sie eine Zeit lang besitzt«, beschreibt Hahn den Prozess, wie aus einer unpersönlichen Ware ein persönliches Gut wird. Denn Dingen wohnt viel mehr inne als der reine Gebrauchswert: An Geschenken hängen wir sentimental, mit Produkten inszenieren wir uns und grenzen uns von anderen ab. Dinge stiften Identität und geben uns Heimat. Kulturwissenschaftler sprechen von der »Dingbedeutsamkeit«.

Womöglich sollten die Forscher aber genauer hinschauen und sich nicht nur die Sachkultur vornehmen, sondern auch die immaterielle Welt in ihre Studien einbeziehen. Kelly Sutton, dessen Leben mehr oder weniger auf Festplatten zu finden ist, sagt klipp und klar: »Ich besitze nichts, was sentimentalen Wert für mich hat. Alles, was mich emotional anspricht, ist normalerweise in der Wolke gespeichert.«

Doch bevor jetzt Regale leer geräumt und Festplatten gelöscht werden, gilt es noch eine Frage zu beantworten. »Macht Minimalismus glücklich?«, fragt Rolf Strathe-
werd in seinem Blog scaldara und antwortet: »Minimalismus ist nur Mittel zum Zweck.« Die gewonnenen Freiräume und Freiheiten müssen also sinnvoll genutzt werden. »Sonst sitzen Sie am Ende in einer übersichtlichen Wohnung mit sehr viel Freizeit und langweilen sich zu Tode.« (Foto: Fotolia/ExQuisine)